

Liebe Mama, liebe S[...], liebe Trauergäste,

Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt, und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird auf ewig nicht sterben.

Heute begraben wir die Omi, Maria Martha Betti Theresia Liebe. 1920 im Ruhrpott geboren ging es schon bald nach Leipzig, wo letztlich ihre – nicht nur die Sprache – prägende Zeit begann. Da sie in der Leipziger katholischen Volksschule wegen ihres wohlklingenden westfälischen Akzentes immer als Muster für deutsche Aussprache nach vorne musste, genierte sie sich und sah zu, dass sie schnellstmöglichst den sächsischen Dialekt ihrer Klassenkameraden in den Griff bekam, den sie auch nach fast 60 Jahren im Rheinland nicht wieder los wurde. Sie fiel ungern auf und stand ungern im Mittelpunkt. „Lieb sein“ war ihr wichtig, auch in der Kindererziehung.

Dennoch hatte sie bei allem „Lieb sein“ ihren eigenen Willen und durchaus einen wachen politischen Instinkt. Während andere ihrer Generation das Braunhemd trugen, blieb sie bis zum Verbot 1936 in der katholischen Jugend der Diasporastadt Leipzig und musste sich von Altersgenossen und Älteren als „katholischer Kettenhund“ beschimpfen lassen. Stolz erzählte sie oft, dass es ihr gelungen war, während der gesamten 12 Jahre niemals „Heil Hitler“ zu sagen. Sie brachte das einfach nicht über die Lippen.

Schon recht früh lernte sie den sieben Jahre älteren Werner Liebe kennen. „Was willst Du von dem Alten“ fragten die Freundinnen. Aber sie entschied sich für ihn und wurde dann per Ferntrauung – Opa war an der Ostfront – getraut und bei dieser Gelegenheit gleich Stiefmutter eines gerade einmal 15 Jahre jüngeren Jungen. Klassisches Schicksal der Generation: Mann in Krieg und polnischer Gefangenschaft und Frau musste zusehen, dass sie Stiefsohn und die 1941 geborene Tochter durchbringt. Das hat sie klein aber zäh geschafft. Dann kam erst der Opa aus dem Krieg und der Sozialismus. Obwohl sie erste Beiköchin beim kommunistischen „Freien Deutschen Gewerkschaftsbund“ war, merkte sie doch schnell, dass die Arbeiterregierung der Arbeiterklasse nicht nur das Brot, sondern auch die Freiheit nahm. Also ging es 1950 über den Harz in den Westen, wo Opa Arbeit in einer Frechener Tonröhrenfabrik fand. Zu Anfang noch als „Pimocken“ von den Einheimischen misstrauisch beäugt, wurde Frechen für die nächsten 56 Jahre ihre Heimat. Sie sorgte auch dafür, dass Mann und Stiefsohn katholisch wurden. Religiösen Kuddelmuddel wollte sie in der Familie nicht haben. 1959 kam dann der zweite Stiefsohn nebst Familie nach Frechen und alles wurde wieder enger und größer.

Meine Mutter heiratete, und 1967 trat ich selbst ins Geschehen ein. Von Anfang an war Omi eine Großmutter, die in ihrer Rolle aufging. Dazu gehört natürlich das Verwöhnen des Enkels sowohl in kulinarischer Hinsicht als auch mit den notwendigen Spielsachen. Es existiert noch ein altes Foto mit mir selbst und dem Indianerzelt, welches ich zum fünften oder sechsten Geburtstag bekam. Außerdem durfte ich mich bei jedem Besuch in der Küche austoben und habe bei Omi zum ersten Mal Spaghetti, Bratkartoffeln und nicht zuletzt Plätzchen aus altem Kartoffelpüree, scharf gebraten an einer Sauce aus Ketschup und sämtlichen Gewürzen aus dem Gewürzregal selbst zubereitet. Allerdings verstand sie selbst auch einiges vom Kochen. Kam ich, war natürlich der Reisauflauf mit Tomaten, Paprika und Gehacktem Pflicht. Kam die ganze Familie waren es die berühmten „einmanierten“ Heringe, bei deren Zubereitung genauestens auf das Geschlecht der Tiere zu achten war, da Eier und Samenflüssigkeit in präzisiertem Maß für die Sauce zu mischen waren. Selbstverständlich musste dann auch alles wieder „reene“ gemacht werden. Es war immer sehr ordentlich im Haus. Typisch neben den Zinngegenständen von Opa waren auch die vielen selbstgemalten Bilder und Puppen. Zuerst malte sie ab und wurde dann im Laufe der Zeit immer kreativer. Aus Stoff fertigte sie kunstvolle Puppen, die sie gerne auch verschenkte. Es ist ein Brief einer Klosteroberin erhalten, die sich überschwänglich für die geschenkten Puppen bedankte.

Dann wurde der Opa schwer krank. Unter Einsatz sämtlicher Kräfte bis fast zur völligen Erschöpfung übernahm Omi ganz allein die Pflege und erreichte es, dass der Opa friedlich zu

Hause im Bett sterben konnte, nicht ohne zuvor noch die Goldene Hochzeit begangen zu haben.

Die Neunziger Jahre waren eine eher entspannte Zeit für die Omi. Nach der Trauerzeit betätigte sie sich bei der kfd als Reiseleiterin und führte Gruppen nach Westfalen oder in den Schwarzwald. Der 75. Geburtstag war ein großes Fest, wo sie wohl zum letzten Mal ihren Bruder Hans sah. Dann gab es Reisen mit meinen Eltern nach Venedig oder nach Sylt. Die Weihnachtstage verbrachte sie immer bei meinen Eltern. Auch zu den Geburtstagen war sie in Halle. Dabei legte sie bis zum Schluss Wert auf ihre Eigenständigkeit und wirtschaftliche Unabhängigkeit. So waren die Neunziger sicher eine angenehme Zeit.

Omi fasste schnell Vertrauen und so geriet sie manchmal auch an die Falschen. Eine vermeintliche Freundin erschlich sich ihr Vertrauen, bekam den Schlüssel und nutzte das für diverse Diebstähle, darunter den einer wertvolle Zinnlampe. Das löste bei ihr einen solchen Schock aus, dass sie zum Schluss überall Diebe sah und auch ein Sicherheitsschloss und Videoüberwachung ihr nicht mehr das Gefühl von Sicherheit geben konnten. Sie fühlte sich in der eigenen Wohnung beobachtet und bestohlen. Dann ließen auch ihre geistigen Kräfte nach, und Anfang 2007 musste sie dann den schweren Weg in ein Pflegeheim gehen.

Maria Martha Betti Theresia Liebe hinterlässt ein Kind, zwei Stiefkinder und zwei Enkel. Hoffen wir, dass er mit dem auferstehen wird, der gesagt hat: „ich bin die Auferstehung und das Leben“.

Amen.